

(Nachdruck verboten.)

17)

Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

Manchesmal in dieser Zeit mußte er an Adolfinen denken, wie sie lachend ihren großen Mund aufriß und rief: „Du willst Lehrer werden? Du bist wohl verrückt!“ — — —

Und wer wußte, ob er nicht wirklich eines Tages die Glinte ins Korn warf und ans Zigarrenbrett ging! Aber da war Ludwig Semper, sein Vater. Je älter Ludwig wurde, desto früher stand er auf; er schlief nur wenige Stunden in der Nacht. Und in der Frühe des Morgens bereitete er seinem Sohn den Kaffee und strich ihm sein Brot. Und wenn Asmus seine bescheidene Toilette beendet und sich zum Frühtrunk gesetzt hatte, dann wußte er, ohne aufzublicken, daß der Blick seines Vaters auf ihm ruhte. „Er freut sich, daß es mir schmeckt,“ dachte Asmus. „Und er freut sich, daß ich ins Seminar gehen kann und etwas werde, was er nicht werden durfte.“

O ja, zu Hause schmeckte ihm noch das Brot; aber er mußte auch den Tag über von Brot leben, weil er erst um 5 oder um 6 Uhr zum Mittagessen kam, und wenn er in der Mittagspause im Seminar sein Frühstück auswickelte, dann schäuderte er oft zurück und wickelte es wieder ein. Die Luft dieser alten Schulcafeterien belegt alle Luft- und Speisewege wie mit einer übel-schmeckenden Schicht; bis in den Magen hinein fühlte man diese Luft; er mußte sich Gewalt antun, wenn er einen Bissen hinunterwirgen wollte, und wenn einem Ahtzehnjährigen der Appetit fehlt, so fehlt ihm ein Stück Jugend. Und eines Morgens fragte ihn Herr Rothgrün in der Geschichtsstunde:

„Stehen Sie morgens so früh auf?“

„Ja — o nein,“ sagte Asmus ohne Verständnis.

„Sie schliefen nämlich eben,“ fuhr Herr Rothgrün pikierten Tones fort.

„Ja? Nein!“ erklärte Asmus wie alle Leute, die der Schlaf wider Willen überfällt, und in der Tat war der Schlaf nur wie ein leises Wölflin vor seinen Augen vorübergezogen. Er hatte Herrn Rothgrün noch vom zweiten Samniterkriege sprechen hören, und jetzt sprach er vom dritten, also konnte nicht viel Zeit verstrichen sein; denn Herr Rothgrün erledigte solche Sachen sehr schnell. Und in eben dieser Aufmachung interessierten Asmus die Samniterkriege nur äußerst schwach.

Da ihn sein fröhlichstes Gefühl, sein Kraftgefühl in diesen Zeiten verließ, fühlte er sich ernstlich unglücklich. Daß er in der Klasse eingeschlafen war, empfand er bei seinem peinlichen Ehrgefühl als eine Schmach, und daß er Herrn Rothgrün in seiner Eitelkeit verlegt hatte, war nicht gut; denn Herr Rothgrün vergaß dergleichen schwer; aber das alles bedeutete nichts gegen einen anderen Schmerz.

Das war kein Studieren mehr, was er jetzt trieb! Das war nichts als ein Aufschnappen und Wiederfahrenlassen im Gusch und Gui. Er war es gewohnt, zu dem, was das Seminar ihm gab, wenigstens ebensoviel durch eigene Arbeit hinzuzutun. Bei wichtigen Fragen und Aufgaben — und seinem Feuereifer schien fast alles wichtig — holte er sich alle Darstellungen und Behandlungen herbei, die ihm Neues bieten konnten, und durcharbeitete sie; aber nie beruhigte er sich bei den Büchern; er zwang sich, die Ideen eines Bacon, eines Comenius, eines Pestalozzi und Herbart, die Abhandlungen eines Schiller und Lessing, die Darstellungen eines Ranke und Mommsen unabhängig vom Buch, in eigener Form zu rekonstruieren, ihre Zusammenhänge, da, wo sie ihm fehlten, selbst zu finden; er hielt sich gleichsam selbst Vorträge; ja, er diskutierte im Schlafzimmer laut mit sich selbst und stellte Grund und Gegen Grund sozusagen im kontradiktorischen Verfahren einander gegenüber, so daß Frau Rebecka, die für den Frieden eines Studierzimmers nicht allzuviel Verständnis hatte, zuweilen lächelnd hereinkam und rief: „Junge, Du priesterst ja wieder ordentlich.“ Er hatte nun einmal dies leidenschaftliche Bedürfnis nach Klarheit; es war, als ob eine Stimme in ihm rief: Nichts Dunkles hinter Dir zurücklassen, sonst verirrt sich alles Künftige, und er hatte den heiligen Glauben, daß, wer sich bei keinem unklaren Gedanken be-

ruhige, endlich auch die letzten Rätsel lösen müsse. Er war in der Mathematik nicht zufrieden damit, die Lehrsätze zu beweisen und die Aufgaben zu lösen, er wollte auch die Axiome beweisen und begründen. Daß jede Größe sich selbst gleich ist — natürlich, die Wahrheit dieses Satzes begriff er intuitiv wie jeder normale Mensch; aber er wollte sie auch beweisen, und das konnte man nicht, und die ihm in späteren Jahren das bedrückte Herz befreien sollten: die intuitiven Gewisheiten, sie machten ihm in diesen Jahren Pein. Aber noch mehr: alles, was er logisch begriffen hatte, wollte er auch sinnlich erfassen. Es war der Künstler in ihm, der sich nicht beim Abstrakten beruhigen wollte. Den Satz des Menelaos von der Transversale, die die Seiten eines Dreiecks schneidet, logisch begreifen und beweisen, das konnte ein Kind; aber er wollte auch sehen, daß die Produkte der nicht anstoßenden Abschnitte einander gleich seien. Und das konnte man nicht. Ja, man kommt es ja ausrechnen, aber das war kein Sehen! Und nun kam noch hinzu, daß er mit einem Mangel in seiner Anlage zu kämpfen hatte: in gewissen Dingen der Physik, der Anatomie, der Botanik und so weiter machte ihm das dreidimensionale Vorstellen Schwierigkeiten. Wenn er sich den Längsdurchschnitt des menschlichen Körpers oder einer Maschine oder eines pflanzlichen Gefäßsystems vorstellte, so ward es ihm bitter schwer, sich zugleich den Querdurchschnitt vorzustellen, und er grub die Nägel in die Stirnhaut, daß es schmerzte, bis er die rechte Anschauung gewann. Er hatte das Gefühl, als könne er sein Gehirn anspannen, wie die Muskeln seiner geballten Faust. Daß die Molekularbewegung und das Atomgewicht, der Magnetismus, die Elektrizität und vieles andere ihm Sorge machten, ist selbstverständlich. Warum wirkte am doppellangen Hebelarm das halbe Pfund genau so stark wie das ganze Pfund am einfachen, warum, in drei Teufels Namen warum? Es war so leicht, zu lernen, und so schwer, zu erkennen. Und er fand in seinem Seelendrange nicht immer Unterstützung. Um sich im raschen und klaren Erfassen geometrischer Verhältnisse zu üben, liebte es Asmus, die Figuren nicht mechanisch, sondern mit den möglichen Veränderungen in Konstruktion und Lage zu wiederholen, und bekanntlich ist es der Geometrie fabelhaft gleichgültig, ob das Hypothenusenquadrat oben oder unten, rechts oder links liegt, die Weilen sie von oben und unten, rechts und links überhaupt nichts weiß. Aber Herr Quasebarth, der Lehrer der Mathematik, dachte nicht so vorurteilslos, und als Asmus eines Tages fünf Konstruktionsaufgaben einreichte, die nicht so standen, wie es Herr Quasebarth seit siebenundzwanzig Jahren gewöhnt war, sondern auf dem Bauche oder auf dem Rücken lagen oder auf dem Kopfe standen, da schrieb er mit Wucht darunter „falsch“ und eine Vier, das schlechteste Zeugnis; denn er durchslog die Hefte seiner Schüler wie ein Schnellzug, der unterwegs nicht hält. Asmus machte ihn darauf aufmerksam, daß alle Aufgaben zweifellos richtig gelöst seien und nur sozusagen andere Hosen anhätten als sonst. Herr Quasebarth sagte höhnisch: „So“ und dann sah er ins Heft und sagte: „Die“ — und dann sagte er unsicheren Tones: „Das“ — und nachdem er noch „Um“ gesagt hatte, rief er ärgerlich: „Ja, richtig sind sie wohl; aber was sollen die Veränderungen: machen Sie es doch, wie es alle anderen machen!“ und er nahm die Feder und erhöhte das Zeugnis — um einen halben Grad. Er wollte damit ausdrücken, daß der Schüler richtig gearbeitet, der Lehrer hingegen recht habe

19. Kapitel

(Asmus klagt sich wegen schwindelhaften Bauens an und wird in Verzug erklärt.)

Ja, die Gesetze des Hebels und die Wunder des Spektrums und vor allem jener fatale Abgrund, der zwischen Körperwelt und Gedankenwelt klafft, jener Abgrund, den wir immerfort überspringen, ohne ihn jemals zu sehen, sie hatten seinem bohrenden Geiste wilde Sorgen gemacht; aber es waren holde Sorgen gewesen, fröhliche Sorgen, Sorgen, die man nicht scheute, sondern suchte; denn das ist das göttliche Wunder in allem geistigen Ringen, daß auch die Niederlagen uns stärker und freier machen, solange uns Hoffnung bleibt.

Die schöne Zeit dieser Sorgen war dahin. Bei den vielen Privatstunden konnte er nur das notdürftigste pauken, konnte er eigentlich nur für den Schein arbeiten. Jawohl, wenn er

eine Reihe von Regeln oder Vokabeln oder eine Biographie oder einen Geschichtsabschnitt einmal durchgelesen hatte, so wußte er sie, aber für wie lange? Und was hatte dies oberflächliche „Wissen“ für einen Wert? Was sollte das für ein Wissensgebäude werden, das so schwindelhaft gebaute Partien aufwies. In der Tat: er kam sich vor wie ein gewissenloser Baumeister, der schadhafte Mauern unterm Putz verbirgt, und dies Bewußtsein einer Art Unredlichkeit peinigte ihn mehr als alles andere, obgleich niemand mehr von ihm verlangte, als er leistete, das ließen seine Zeugnisse deutlich erkennen.

Mit diesen Zeugnissen hatte er gleich nach dem ersten Quartal ein Malheur gehabt, das von eigenartigen Folgen sein sollte. Am Quartalschluß hatte nämlich der Ordinarius gesprochen: „Das Kollegium ist einstimmig der Ansicht, daß die Klasse sich nicht in dem Maße anspannt, wie sie es könnte, und hat darum beschlossen, die höchste Zensur im Fleiß mit einer einzigen Ausnahme nicht zu vergeben. Diese Ausnahme bildet Semper; ihm ist eine Eins zuerkannt worden.“

Das war ehrenvoll und sehr gefährlich. Asmus empfand sofort mit jenem Lastgefühl, das weit über die Grenzen des Körpers hinausreicht, daß seine Klassenkollegen ihm anders begegneten als sonst. Es waren wohl manche da, die es ihm freudig gönneten; aber die anderen waren in der Mehrzahl. Unter diesen anderen war Wiedemann, ein langer Jüngling mit der Stimme einer alten Tante, den Bewegungen einer Raupe und feuchtkalten Händen. Asmus' Hände waren trocken und sehr warm, fast heiß. Zwischen solchen Menschen steht etwas, was nicht zu überwinden ist. Asmus konnte gegen diesen Kameraden nicht freundlich tun; aber Wiedemann tat freundlich. Es gab in der Klasse einen vorzüglichen Mathematiker, der es namentlich im Rechnen allen anderen zubortat.

„Der Kollwitz ist doch ein großartiger Mathematiker, was?“ sagte Wiedemann mit lauerndem Lächeln zu Semper.

„Das ist er,“ versetzte dieser.

„Ich halte ihn für den besten Mathematiker in der ganzen Klasse,“ fuhr der Lauernde fort.

„Ich auch,“ erklärte Semper und begriff nicht recht, was Wiedemann mit diesen Selbstverständlichkeiten beabsichtigte. Wiedemann war enttäuscht.

Es gab aber auch einen Seminaristen namens Frey, der ein klarer, tüchtiger Kopf war und auch einen guten Stil schrieb. Eines Tages schob sich die Raupe wieder heran.

„Der Frey schreibt doch 'n großartigen Aufsatz, was?“ forschte Wiedemann.

„Er schreibt 'n guten Aufsatz, ja,“ sagte Asmus.

„Na, das mußt Du doch auch sagen, seinen Aufsatz machst ihm doch keiner nach!“

„Soo?“ machte Semper.

„Ja, bist Du nicht der Meinung?“

„Nein,“ erwiderte Asmus kalt. Er wußte ganz genau, daß er's besser konnte. Das sagte er zwar nicht; aber er sah auch nicht den geringsten Anlaß, das Gegenteil zu lügen.

Wiedemann machte noch immer ein lammfreundliches Gesicht mit Ausnahme der Augen. Augen sind Löcher, die der Herrgott im Menschenkörper gelassen hat wie die Gucklöcher in einer Verbrecherzelle, damit der Mensch nicht allzu ungehindert heucheln könne. Augen heucheln nicht mit. Wiedemanns Antlitz und Stimme streichelten; aber seine Augen stachen, als er nun fragte:

„Wer schreibt hier denn einen besseren Aufsatz?“

Und obwohl ihm Asmus jetzt durch die grünglimmernden Augen bis in die Nieren schaute, sagte er:

„Du nicht.“

In solchen Augenblicken kam etwas wie Husarengeist über ihn. Wiedemann ging erquickt von dannen.

Und er ging aus wie ein Säemann, zu säen seinen Samen, und verbreitete die Kunde, Semper habe sich für den besten Aufsatzsreiber der ganzen Klasse erklärt, er halte sich überhaupt für den Plügsten von allen und finde die Arbeiten Freys nur „so ziemlich“. Dies sagte er besonders zu Frey. Seltsamerweise blieben aber Frey und Semper die besten Freunde

(Fortsetzung folgt.)

Amsonst?

Da stand er nun, von höheren Gewalten postiert, die Ordnung zu hüten, und lugte — die Hand am Revolver — sorgsam aus. Beängte mißvergnügt einen mageren Menschen, der langsam vorbei-

trottete, schüttelte den Kopf, schaute wiederum aus und fand und fand nichts, das sich hätte hüten lassen.

Wenn man nachdachte: — es war doch eigentlich ein Hundeleben, so tagaus tagein in den Straßen zu stehen, an den Ecken und in Hausfluren, und aus Langeweile Pferde zählen, während in den Gliedern die besten Kräfte gärten und hinausdrängten an den Tag.

Ein Kollwagen humpelte vorbei.

Er war hochbeladen mit langen Kisten, auf denen „Lanolin- Seife“ stand und mußte schon ein gut Stück Wegs hinter sich haben, denn der Mann, der ihn schob, pustete und prustete und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Der Ordnungshüter sah ihm neidisch nach.

Der hatte es gut! Der arbeitete! Keuchte und prustete vor seinem Wagen, schimpfte, wenn er schwer, war froh, wenn er leicht war, und stieg Abends ins Bett mit dem löstlichen Bewußtsein, Seife geschoben zu haben. Gewiß! Seife war ein nützlich Ding. Alles brauchte Seife — ohne die ging's nicht. Und wenn er sie nicht geschoben hätte — — —

Er dachte nach und nickte mit dem Kopf.

Gewiß! . . . Vielleicht hatte er sie gar zum Bahnhof gebracht. Dort wurde sie nun verladen, und die Packer machten große Schönkel darauf und dann ging's los, heidi! — erst nach Hamburg und dann übers Meer, weiß Gott wohin, vielleicht sogar zu den Schwarzen unten in Afrika. Die würden eines Morgens am Dach stehen — so wie Gott sie geschaffen hatte, ganz ungeniert mitten in der Sonne — laut quieken und kreischen und sich grunzend die schwarzen Bäuche waschen. . .

Das wußte der Mann natürlich nicht. Wie sollte er auch? Das wußte er nur. Aber immerhin — wenn er sie nicht geschoben hätte, wäre sie nicht in Afrika. . .

Er legte die Hände auf den Rücken und trollte sich die Strafe hinab.

Ja, der hatte es gut! Hatte immer zu tun, brauchte keine Pferde zu zählen und nicht Tag für Tag zu warten, bis irgendeiner fragte, wo Berlin sei, oder einer einen Auslauf machte. Einen Auslauf! — Gott, war das lange her! Nicht auszuenden, wie lange! Schnee hatte noch gelegen. Und als er den Kerl anpactete, waren seine Hände vom Frost ganz steif gewesen. Weinige ärgerlich war er gewesen, daß er sich so lange mit ihm herumzerren mußte in der Kälte. . .

Er ärgerte sich noch jetzt.

Im Winter, wenn man sich am liebsten in einen Fortweg stellte und sich tüchtig einummelte und die Hände in die Taschen vergrub, da kam so ein Kerl — gerade wie abhätlich! — und machte Standal. Im Winter — da fielen alle Pferde. Da wußte mit einem Male kein Mensch mehr, wo die Lügowstraße war. Aber im Frühling — so wie jetzt — wenn die Sonne schien und die Luft plötzlich so ganz anders war, so würzig und lau und stark, daß man sich bei jedem Atemzuge hätte reden und dehnen mögen, überhaupt gerade, wenn man darauf brannte, — dann war gewiß nichts los!

Er wurde immer ärgerlicher.

Was ließen die bloß alle so? Würden schon noch hinommen . . . würde nichts weglassen. . . Als wenn sie wirklich was Besonderes vorhätten, als wenn man das nicht wüßte. . . lächerlich! Warum fragten sie bloß nichts? Da — die alte Tante! Konnte nicht bitten, daß man sie über den Damm führe! — nein, sie muß unter die Räder! So alt und so dumm! Natürlich, wenn's dann zu spät ist — — —

Er sah ihr grimmig nach und schüttelte den Kopf.

Keiner wollte was von ihm wissen. Alle gingen vorbei. —

Vor ihm, an einem der Bäume, die das Trottoir begrenzen, spielte eine Kinderchar. Ein kleiner Junge rollte Murmeln in ein Loch, das sie in die Erde gebuddelt hatten. Er war mit Leib und Seele bei der Sache. Jedesmal, wenn eine Kugel Miene machte, stehen zu bleiben, geriet er in Angst und Spannung, beugte sich auf den Zehenspitzen vor, streckte die gespreizten Finger von sich und verharrte regungslos, den Blick auf die Kugel geheftet. Und jedesmal, wenn sie dann doch eine Sentung erreichte und dem Ziel zurollte, klatschte er in die Hände und hüpfte auf einem Bein.

Der Mann der Ordnung sah aufmerksam zu.

Da stand er, der Knirps, stampfte mit dem Fuß und zog ein bitterböses Gesicht: die Kugel war nicht ans Ziel gekommen. Fast schien es, als wolle er vor Ärger weinen.

„Junge,“ sagte der Schutzmann plötzlich und trat ganz nahe heran. „Du wirst doch nicht —? Wer wird denn weinen? Stärker schieben mußt Du!“

Der Kleine sah verwundert auf.

„Es hilft alles nicht,“ sagte er mit kläglicher Stimme. „Wenn ich schwach schiebe, bleiben sie stecken und wenn ich stark schiebe — er schludte an den Tränen — „dann — dann . . . tollern sie alle vorbei. . .“

Der Schutzmann nickte verständnisvoll. „Um . . . vorbei . . . zu stark mußt man auch nicht. Alles mit Maßen. Erst ordentlich hingucken und dann zielen und dann — hopp! Na, zeig mal. . .“

Er nahm eine Kugel, hochte sich umständlich hin, zielte einmal, zweimal, und schoß ab.

„Hurra!“ schrie der Junge und die ganze Schar stimmte ein.

Die Kugel war zum Ziel gegangen.

„Noch einmal!“ bat der Junge. „Für mich — noch einmal!“

Die StraÙe lag leer. Vor einem Lastwagen nickte ein müder Gaul und fern am Wasser beschmupperte ein eisriges Hündlein einen

Baum. Und die Erde buftete so stark und der Wind war so laut und die Sonnenlichter hüpfen und locken und tanzen — — Frühlingsluft!

„Für mich . . . noch einmal!“
Da schoben sie denn. Noch einmal und noch einmal und noch einmal . . .

— Vom Neubau gegenüber sah ein Mann zu und lächelte. Und so sehr der „Onkel“ auch bei der Sache war, — als er aufblickte, sah er das Lachen doch und ärgerte sich.

Was hatte der zu lachen? Lächte er etwa über ihn? Ueber ihn — hm . . . Der Mann der Ordnung begriff: — es war doch eigentlich nicht schädlich, Murren zu spielen. . . .

Aber was ging das den an? Was hatte er zu lachen? Was hatte er überhaupt da zu stehen?

Er moß den Mann mit einem geistigen Blick.
Der stand seelenvergnügt, als sei nichts vorgefallen, da, sah bald auf den „Onkel“, bald auf den Bau, ging einige Schritte auf und ab und kam dann wieder an seinen Standort zurück.

Der „Onkel“ dachte nach.

Einer, der am Werkstage, wenn alle arbeiten, auf der Straße steht und harmlose Menschen angafft und über . . . über königliche Beamte lacht und vor Langeweile nicht weiß, was zu tun — das war entschieden ein verdächtiger Mensch! Was wollte er? Was schaute er so nach allen Seiten aus? Was suchte er hier beim Bau?

Und plötzlich ging dem Hüter der Ordnung ein Licht auf. Beim Bau?! Ha — ha — ha! Wie er bloß nicht schon früher darauf gekommen! Da drüben streiften sie ja!

Er richtete sich stramm auf, in seine Gestalt kam Leben.

Ha — ha — ha! Famos! Wunderbar! Kein Zweifel mehr: — ein Streikposten!

Er ging kirschend über die Straße. Der Helm blitzte. Der Säbel wippte . . .

Natürlich! Schon wie er ausah! Das Kinn voller Bartstoppeln, spöttische Augen, eingefallene Wangen, — natürlich einer von denen!

Der Fremde beobachtete gerade die Zimmerleute, die einen Balken aufwandten. Da trat der „Onkel“ auf ihn zu.

„Was machen Sie hier?“ herrschte er ihn an.

„Ich?“ — der Mann lächerte — „ich suche einen zum Murren spielen.“

Der „Onkel“ schäumte.

So ein Frechdachs! „Murrenspielen“, sagte er. Dem wollte er's zeigen.

„Ich fordere Sie auf weiter zu gehen!“ knirschte er.

Der Mann lachte.

„Störe ich Sie etwa? Ich störe Sie nicht. Ich störe niemanden. Und die Straße ist breit.“

„Ich fordere Sie nochmals auf weiterzugehen!“ klang es zurück.

Und wieder lachte der Mann. So ganz unverkämmt gemüthlich.

„Ja, denn wollen wir man . . . Ja, denn Adieu!“

Er tat einige Schritte und blieb stehen.

„Eigentlich ist es schade,“ sagte er, „wirklich schade . . . Sie gefallen mir“ — um seine Mundwinkel zuckte es wie Lachen — „Sie sind ein . . . ein so netter Mann . . .“

Im nächsten Augenblick bog er um die Ecke und war verschwunden.

Der Mann der Ordnung legte die Hände auf den Rücken und stolzierte die Straße entlang.

Er hatte sein Gleichgewicht gefunden. Er fühlte sich wieder. Er lebte . . .

Also war er doch nicht umsonst! Umsonst? Oho! Was für Gedanken! Wie konnte er bloß —? Er — er redete sich noch höher auf — wie konnte er umsonst sein?!

B. P. Larsen.

(Nachdruck verboten.)

Was man im Frühjahr ißt.

Von E. Rj ä r b ö l l.

Dem gewöhnlichen Sterblichen, der zwar auf eine gute Tafel sieht, dem es aber an dem nötigen Kleingeld mangelt, die Lederbissen der Saison zu erstehen, dünkt in gastronomischer Beziehung der Frühling ziemlich profaisch.

Kamentlich die Fleischkost zeigt sich wenig abwechslungsreich; Wildpret ist überhaupt nicht zu haben, abgesehen von Schnepfen und Birchhühnern, deren Beschaffung sich als zu kostspielig erweist. Hausgeflügel fehlt gleichfalls auf dem Markt.

Da bleibt der Hausfrau eben nichts anderes übrig, als die üblichen Fleischarten durch verschiedenelei Zuspeisen abwechslungsreich zu gestalten. Aber auch dazu bietet die schönste Jahreszeit wenig Gelegenheit. Wohl ist der Frühling die Zeit der Gemüse, wohl schmecken die unter den milden Frühlingssonnenstrahlen aufgegünsteten Salate am besten; doch ein Gegengewicht gegen die wünschenswerten ausgiebige Verwendung bildet der hohe Preis.

Hier darf nun die wirklich praktische Hausfrau nicht knausern. In gesundheitslicher Hinsicht sind die Gemüse direkt notwendig und dürfen deshalb bei keiner Hauptmahlzeit fehlen.

Da ist zunächst der Spinat, eine von vielen geschätzte, von vielen nicht nur unterschätzte, sondern fast verächtlich behandelte

Gemüseart. Bei 3½ Prozent Stickstoffgehalt nicht ganz ohne Nährwert, dabei leicht verdaulich und von angenehmem Geschmack, bildet der Spinat eines unserer besten Frühjahrgemüse, das neben diesen Vorzügen auch noch die Eigenschaft hat, in allen Jahreszeiten zu gedeihen, indem es nur dem härtesten Frost und der anhaltenden Dürre weicht. Wird der Same in gute Gartenerde Anfang April eingesät, möglichst Sonnenseite, so gedeiht die Pflanze gut und schnell und gibt nach sechs Wochen ihr Gericht; die Blätter müssen aber sorgfältig gepflückt, nicht abgerissen werden. Die Italiener ziehen die Spinatpflanze in deren erster, zarterer Jugend aus dem Boden, nehmen bloß die äußersten Blätter und die Fasern der Wurzel ab, und dämpfen diese Pflänzchen mit ihren Wurzeln ganz, ohne sie zu zerschneiden und zu hacken. Die Wurzel junger Spinatpflanzen ist in der Tat sehr schmackhaft und teilt den mehr süßlichen Blättern eine leichte, gewürzhafte Bitterkeit mit, welche auch einer verwöhnten Zunge nach einigen Proben gefallen dürfte. Erwähnt sei noch, daß der Spinat seiner leichten Verdaulichkeit wegen eine Rolle unter den Krankenspeisen spielt und allen Personen mit schwachem Magen und solchen, die eine sitzende Lebensweise führen, sehr zu empfehlen ist. Durch kräftige Zubereitung gewinnt er überdies an Nahrungswert und ist überhaupt nicht ein bloßer balai de l'estomac (Magenbesen), wie ihn die Franzosen scherzweise zu nennen pflegen, sondern eine angenehme Zutat zu Coteletten, Schinken, Zunge, Bökelfleisch, Bratwurst usw., überhaupt zu den meisten Fleischarten passend.

Ein vielfacher Gefährte des Spinats ist, wenn auch in eine andere Klasse und Ordnung gehörend, der Sauerampfer, auch kurzweg Ampfer genannt. Der Ampfer zeichnet sich in allen Lebenslagen durch einen Gehalt von saurem oxalsauren Kalium aus; die jungen Blätter werden daher vielfach als Salatwürze benutzt, hauptsächlich aber wie Spinat zu Gemüse verwendet und bilden in dieser Gestalt, mit gekochten Eiern garniert, eine gesunde und nahrhafte Schüssel der Frühlingstafel. Ganz besonders beliebt ist der Sauerampfer in Frankreich, wo man seinen erfrischenden, angenehmen Geschmack sehr zu schätzen weiß.

Der König aller Frühjahrgemüse ist und bleibt aber doch noch immer der Spargel. In Norddeutschland wird allgemein der weiße Spargel gebaut, dessen starke Triebe man höchstens 1 bis 2 Zentimeter aus der Erde herauswachsen läßt, bevor man sie 20 bis 25 Zentimeter tief in Boden absticht; in Süddeutschland, besonders in und um Ulm, dagegen herrscht der grüne oder Ulmer Spargel vor, dessen schlankere Sprossen sich 15 bis 18 Zentimeter über die Beetfläche erheben dürfen und dann 5 bis 8 Zentimeter tief im Boden abgeschnitten werden. Der grüne Spargel schmeckt etwas stark, ist aber sehr zart und kann lange gestochen werden, weil er beim Kochen bis unten weich wird; auch hat er den Vorteil, früher zu treiben und weniger empfindlich in bezug auf Wärme und Boden zu sein. Der rote oder violette holländische Spargel schmeckt auch vortrefflich und bildet sehr starke und große Stangen, ist aber nur oben zart und muß daher lang über die Erde wachsen, um genießbar zu werden. Da die Spargel zu den beliebtesten Gemüsen gerechnet werden, ist der Wunsch erklärlich, daß manche Hausfrau sie längere Zeit in einem möglichst frischen Zustande aufbewahren möchte, um auch in den Zeiten, in denen sie seltener sind, die Stangen zur Verfügung zu haben. Es gibt verschiedene Methoden, den Spargel frisch aufzubewahren. Ein bewährtes und sehr einfaches Verfahren besteht in dem Aufbewahren in Kleie. Der Spargel wird reingewaschen und mit einem Tuche gut abgetropnet. Dann nimmt man trockene Kleie, mit bräunlich geröstetem Salz vermischt, bringt davon zu unterst in einem Topf, legt darauf eine Schicht Spargel, dann wieder eine Lage Kleie und geröstetes Salz, dann wieder Spargel und so fort, bis der Topf voll ist. Die oberste Schicht muß aus Kleie bestehen, wird etwas festgedrückt und dann der Topf mit gerlassenem warmen Fett zugegossen. Das letzte dient dazu, die Luft von dem Inhalt abzuschließen. Der Topf wird an einen trockenen, jedoch kühlen Ort gestellt.

Dem edlen Spargel hat in neuerer Zeit eine Gemüsepflanze aus dem sonst so verachteten Dipselgeschlechte den Rang streitig gemacht. Die Artischocke, um diese handelt es sich, ist ein Fremdling auf germanischem Boden, und sie wird es wahrscheinlich auch bleiben, trotz der emsigen Pflege, die man auf sie verwendet und der fortschreitenden Kultur, deren sich die Kuggartnerei unter der Obhut bewährter Züchter in den letzten Jahrzehnten bei uns erfreuen darf. Die schönsten Artischocken wachsen auf Marschboden in der Nähe des Meeres. Die besten sollen die französischen, großen, grünen Artichaut de Laon und die Artichaut de Bretagne sein, nächst diesen die große, grüne, runde englische Artischocke. Der eigentlich eßbare Teil ist bekanntlich der dicke, fleischtige Fruchtboden, im Küchenjargon „Stuhl“ oder „Käse“ genannt. Je größer der „Stuhl“ ist, um so eher findet er Abnehmer. Nach Paris und Rosner erreichen in Spanien die Alcañosos (Artischockenstühle) die Größe einer Faust und werden dort nach dem Gewicht verkauft. Sie sind wunderbar würzhalt, bei guten Arten sehr fleischreich und munden ganz vorzüglich, ob man sie nun mit Essig und Del als Salat oder in Butter geschmort mit einfacher Sauce als Gemüse herrichtet; fette und gewürzte Saucen sind als Geschmacksverderber durchaus verpönt, dagegen ein Bett von frischen Erbsen oder grüner Petersilie höchst empfehlenswert.

Eine nicht zu unterschätzende Frühlingsgabe bildet neben den Gemüsen das Ei. Zu keiner anderen Jahreszeit hat man soviel Gewähr für die Frische des Hühnerproduktes, als in dieser, und in

keiner anderen ist es so wohlfeil. Die bürgerliche Küche kennt denn auch eine große Anzahl von Eierpeisen, die besonders auf der Frühlingstafel eine große Rolle spielen. So „Spinat mit Ei“, oder „Eier auf Schinken“, oder „verrührte Eier mit Schnittlauch“ und die verschiedenen „Eierkuchen“.

Einen vorzüglichen Eieralat erhält man, indem man das Gelbe von verschiedenen hartgekochten Eiern recht klein zerhackt und mit einigen Löffeln feinen Olivenöls zu einer rahmartigen Masse verrührt. Hierzu mengt man mit dem Weiß der Eier fein gewiegte junge Frühjahrskräuter, wie Sauerampfer und Kresse, Schnittlauch und Estragon. Gibt man nun den nötigen Essig, etwas Pfeffer, Salz und Kapern dazu, so ist ein vorzüglich schmeckender Salat fertig.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Die Bedeutung der Pilze für den Menschen. Die große Gattung der Pilze mit ihren zahllosen Arten ist dem Laien im allgemeinen aus ziemlich oberflächlichen Eindrücken, die er ab und zu in seinem Leben empfängt, als unbestimmter Begriff geübt. Jeder erinnert sich, manchmal Freude an einem schmackhaften Pilzgericht gehabt zu haben, wird wohl auch von den schädigenden Wirkungen des Schimmels oder Hauschwammes gehört und vor der Schar der neuentdeckten unsichtbaren Krankheitsträger durch Mitteilungen oder Lektüre ein gelindes Gruseln zu empfinden gelernt haben. Einen umfassenden Ueberblick über die Bedeutung der Pilze für das tägliche Leben und die Technik gibt die Wochenschrift für Brauerei nach einem Vortrage des Professors Lindner. Man unterscheidet die Pilze in Hefen-, Schimmelpilze und Bakterien. Schon die Schimmelpilze weisen eine ungeheure Verschiedenheit der Formen auf. Man kennt fast 50 000 Arten, die in imposanten Kompendien klassifiziert und zusammenge stellt sind. Der Alltag freilich kann sich mit diesen gelehrten Unterscheidungen nicht befassen, aber man weiß im Hause sehr wohl den grünen Schimmelüberzug des Brotes von dem Schimmel der Milch zu unterscheiden; man findet da Gelegenheit, allerlei unliebsame bunte Flecken auf den Tapeten wahrzunehmen, die ihre Entstehung dem Wachstum verschiedener Schimmelpilze verdanken. Auch der Weinkeller ist ein günstiger Boden für ihre Entwicklung. Der feine Rasen der Pilzfäden macht sich auf den Korben der Weinflaschen bemerkbar und spannt nur zu oft feine graugrüne Dede über Fässer und Wände. Auch in Gärten sind Zaunlatten und Bäume häufig mit den braunen oder schwarzen Tapsen schwarzpender Pilze besät. Ja selbst an unerwarteten Stellen des Heims, wie etwa im Tintenfass, finden sich die in ihrer Nahrung wenig anspruchsvollen Gäste. Obst- und Süßfrüchthändler haben oft schwer unter solchen Ansiedelungen zu leiden. Tatsächlich betragen die Werte, die an großen Orten durch Schimmelpilze vernichtet werden, viele Millionen. Besonders eingreifend ist die Rolle der Pilze in die Interessen der Landwirtschaft. Kaum daß der Schnee sich im Frühjahr von der Erde zurückgezogen hat, erscheint schon der Schneeschimmel als gefährlicher Feind der jugendlichen Saaten, die dadurch von vornherein dem Untergang geweiht sind. Im ganzen Pflanzenreich wüten die Pilze als böse Bürger. Es gibt kaum ein Kulturgewächs, das nicht in schlimmer Weise heimgesucht würde. Aus den Getreidepilzen sei nur das Mutterkorn herausgegriffen, das nicht allein der Pflanze selbst ein Feind ist, sondern durch seine Anwesenheit im Brotmehl, insbesondere im Gebirge, unter den Menschen mörderisch gewütet hat. Aber nicht nur das Pflanzenreich wird verwüetet, auch Tiere haben schwer unter Pilzangriffen zu leiden. Auf Käfern, Raupen, Fliegen und vielen anderen Insekten finden sich Pilzmassen, die wahre Epidemien bedeuten. Eine besondere Plage stellt die Verpilzung für den Fischzüchter dar. Zahllose Schimmelpilzgattungen schädigen das Leben der Wasserbewohner aller Art und vermindern die Fischbestände zweifellos in erheblichem Maße. Man hat vielfach die Ansicht geäußert, daß frisches Quellwasser Schutz gegen die Angriffe gewähren könne, allein genauere Beobachtungen haben diese Annahme als irrig erwiesen. Von sehr übler Wirkung sind naturgemäß die sogenannten Abwässerpilze, die auf dem Boden der Gewässer schmutzig-graue pilzartige Ueberzüge bilden. Wie unangenehm das Wuchern derartiger Gebilde wirken kann, erhellt am schlagendsten aus einem Bericht aus Chile, wo das Fusarium aquaeductum die Mühlenträder derart verschlammte hat, daß das Wasser nicht mehr stark genug angreifen konnte. Das Kapitel von den Krankheiten, die bei Mensch und Tier durch Pilzwucherungen erzeugt werden, ist ein sehr ausgedehntes, aber auch indirekt vermögen diese unscheinbaren Pflanzengebilde schwere Gesundheitsstörungen zu bewirken, indem sie z. B. in Räumen mit arsenhaltigen Tapeten den mörderischen Arsenwasserstoff eigenlich erst gleichsam entfesseln und dadurch die Bewohner krank machen. Eine weitere unangenehme Betätigung mancher Pilzgattungen ist die Holzzerstörung, aber das Interesse der Pilze an den Bäumen ist nicht immer ein verderbliches, gibt es doch einen gemeinsamen Haushalt zwischen gewissen Baumgattungen und Pilzen, der für das Gedeihen der Bäume wesentlich ist. Die Pilze machen sich um ihre Wirte dadurch verdient,

daß sie durch das Umspinnen der Wurzeln die Verarbeitung der Bodenbestandteile leichter machen. Man wußte längst, daß manche Pilze stets in der Nähe gewisser Waldbäume gefunden werden. Dies ist auch bei dem Zuviel der ehbaren Pilze, der Trüffel, der Fall. In Frankreich, dem klassischen Lande der Trüffelkultur, werden jährlich für 50 Millionen Frank der kostbaren Knollen geerntet. Berlin konsumiert jährlich über eine viertel Million an Trüffeln, die fast durchgehends aus Frankreich bezogen werden, da in Deutschland etwa nur 1000 Kilogramm geerntet werden.

Im Jahre 1891 wurden die ersten deutschen Trüffelkulturen bei Wilhelmshöhe angelegt. Mit einzelnen Sorten sind die Anbauversuche recht gut gelungen. Ebenso ist Frankreich auf dem Gebiete der Champignonzucht führend. In der Nähe von Paris finden sich in feuchtbrüchigen Gegenden große Anlagen, die zum Teil eine Beetlänge von 15 Kilometer erreichen. Die Ernte findet während des ganzen Jahres statt. Ihr Erfolg hängt im wesentlichen von der Wahl einer geeigneten Düngung ab. Die Kulturräume müssen vor Wettereinflüssen geschützt sein und auf etwa 12—25 Grad Celsius gehalten werden. Die vom Pasteur-Institut gelieferte Brut wird auch vielfach schon in Deutschland bezogen. In den letzten Jahrzehnten hat man in Europa erfahren, daß in Ostasien seit Jahrhunderten in systematischer Weise die Pilzzüchtung zu gewerblichen Zwecken getrieben wird; dies ist in China in einer ganzen Reihe von Betrieben der Fall. In Europa hat man günstige Pilzimpfungen zunächst in der Käsefabrikation versucht. Auch große Maisbrennereien in Frankreich, Belgien und Ungarn bedienen sich des Amaloyes-Pilzes zu Gärungszwecken,

Anthropologisches.

Die Verwandtschaft der Menschenrassen. Den heutigen Stand der Anthropologie behandelt Franz Boas, Professor der Anthropologie an der Columbia-Universität zu New York, in einem gemeinverständlichen Vortrage, den der „Globe“ wieder gibt. Boas weist darauf hin, wie wir auf diesem Gebiete erst in den Anfängen stehen und wie viel auf diesem Felde der Zukunft noch zu tun übrig bleibt. Es ist heute noch unmöglich, bestimmte Ansichten über die Verwandtschaft der verschiedenen Menschenrassen untereinander auszusprechen. Allerdings erkennen wir, daß zwei extreme Menschenrassen vorhanden sind: die Neger auf der einen, die Mongoloïden auf der anderen Seite. Zu den ersteren gehören die Afrikaner und die dunklen Bewohner der Südsee; die zweiten umschließen die Ostasiaten und Amerikaner. Alle anderen sieht Boas als in einer sehr frühen Zeit entstandene Abänderungen jener beiden fundamentalen Typen an. Als solche den Negern verwandte Abänderungen erkennt er die Australier und die Zwergrassen Afrikas. Verknüpft mit den Mongoloïden, und vielleicht Abänderungen ihres Typus, sind die Malaien, die Lino und vielleicht die Europäer. Nimmt man diese breite Einteilung der Menschheit an, so scheint es, daß zwei große Abteilungen in frühester geologischer Zeit entstanden sind: die Indische Ozean-Rasse mit den Negroidentypen und die Pazifische Ozean-Rasse, welche die Mongoloïden und ihnen nahe Stehenden umfaßt. Gerührt wird diese Anschauung durch die gewaltige Vermehrung der Europäer in den letzten zwei oder drei Jahrtausenden und ihre schnelle Ausbreitung über den Erdball; dabei ist aber zu bedenken, daß die weiße Rasse ursprünglich nur einen sehr kleinen Teil der Menschheit bildete und nur einen kleinen Teil der bewohnten Welt einnahm.

In welcher Beziehung die beiden Hauptgruppen zu dem Vorkäuser des Menschen, zu dem quartären Menschen Europas standen, ist unbekannt. Ebenso bleibt die Geschichte der Ausbreitung dieser großen Massen zum größten Teil uns noch unbekannt. Doch scheint es, daß die Pazifische Ozean-Rasse in sehr früher Zeit nach Amerika wanderte und daß sie nach dem Rückzuge der Eisdecke nach dem nördlichen Asien zurückkehrte und den jungen Norden der Alten Welt einnahm, der lange Zeiten unbewohnt war. Davon bleibt aber vieles Hypothese.

Während nun aus der Verschiedenheit der Menschentypen hervorgeht, daß die Tendenz, Abänderungen zu schaffen, stets vorhanden war, scheint es, als ob die vorhandenen Varietäten sich außerordentlich beständig erhalten innerhalb der Grenzen ihres Abänderungsbereiches. Die in Europa aufgefundenen vieltausendjährigen und die altägyptischen Menschenreste, die mit der heutigen Bevölkerung dieser Länder verglichen werden, gleichen sehr den modernen Formen, und danach hat in diesen Gegenden in Tausenden vor Jahren keinerlei Wechsel stattgefunden. Die gleiche Beständigkeit der Rasse zeigt sich im Falle von Mischungen. Bei den Mischungen zeigt sich eine starke Tendenz, zu den ursprünglichen Rassen zurückzukehren, ohne daß sich eine neue Zwischenrasse bildet. Trotzdem aber ist auch der umbildende Einfluß des Milieus, Abänderungen bewirkend, vorhanden. Die Untersuchungen über die Beständigkeit und die Verwandtschaft der menschlichen Typen haben also gezeigt, daß es sehr schwierig, wenn nicht unmöglich ist, einen sogenannten reinen Typus aufzustellen. Wir wissen, daß die Uebergänge zwischen den verschiedenen Typen ganz allmähliche sind, und zwar in so verschiedener Richtung, daß die Aufstellung irgendeiner der Serien als primärer Typus ganz willkürlich ist. Alle Völker unserer Zeit, und die Europäer nicht weniger als die übrigen, sind gemischt, und die Rassenreinheit, worauf die Europäer stolz sind, ist nicht vorhanden.